

(Nachdruck verboten.)

11] Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knochel.

Aber die Luis zögerte, sie wußte, daß der Vater bald heimkommen mußte. Und sie stand noch an des Weibes Bett, als der Mann in die vordere Stube trat.

Ein schadenfrohes Lächeln ging über ihr Gesicht.

„Der Vater is da, jetzt is es zu spät,“ sagte sie. Die Marie reckte die Hand aus: „Das hast nure gewollt, Du — Du . . .!“ Ihre Stimme zitterte.

Die Luis aber schlich sich zur Kammer hinaus.

In der Stube stand der Vater vor der weinenden Emma.

„Was haste denn?“ fragte er.

„Nix!“ sagte sie und schluchzte.

„Du heulst doch!“ Er hob des Kindes Köpfschen zu sich auf. „Hat Dich der Christian gehauen?“ und er wandte sich um. „Christian!“ rief er.

„Ja, Vater!“ sagte der Knabe, der ihm leise in die Stube gefolgt war.

„Hast se gehauen?“ Der Christian verneinte.

„Die Mutter denn? Oder der Franz oder —?“

„Nein, nein!“ Die Emma schüttelte heftig den Kopf.

Ungeduldig trat der Mann an den Tisch.

„Wenn Der nix is, dann laß auch es heule!“ sagte er, und dabei fiel sein Blick auf das Papier, das der Polizist zurückgelassen hatte.

„Was is denn das?“

„En Gendarm war da, der hat's gebracht!“ sagte der Christian, „und darum weint es Emma auch!“

Der Mann entfaltete das Blatt. Er trat ans Fenster und las mit gerunzelten Brauen.

„Da haben mer's ja wieder!“ Er warf den Zettel auf den Boden und lachte hart.

„Das is en Wirtschaft jetzt! Und 's wird jeden Tag besser! Da krieg ich schon Geldstraf, weil ich mein Kinner nit in der Schul schick! Sahaha!“

Er ballte die Fäuste.

Der Christian blühte sich und hob den Zettel vom Boden auf.

„Vater!“ sagte die Luis, „De sollst emal zur Mutter komme!“

„Sag er, se sollt aufstehn und ihr Arbeit schaffel!“

„Christhan, Christhan!“ rief die Frau aus der Kammer herüber.

Der Mann aber trat keinen Schritt vom Fleck, seine Brust arbeitete und seine Nasenflügel bebten.

„Geldstraf, weil ich mein Kinner nit in de Schul schick, ich! Sahaha!“

„Christhan, Christhan!“ Die Frau rief unter Tränen.

„Salt's Maul!“ fuhr der Mann auf, seine Stimme dröhnte.

Die Emma zuckte zusammen bei dem Klang. Eine Weile herrschte Totenstille.

Und plötzlich erschien die Marie unter der Tür und schlich sich zu dem Mann heran.

„Christhan!“ flehte sie und faßte ihn am Armel.

„Ich mag nix höre!“ sagte der und stieß sie von sich. „Daß De Entschuldigunge genug hast kann ich mer denke, brauchst se nit erst herzebele!“

Er hatte das Gesicht von ihr abgewandt.

„Christhan!“ sagte sie noch einmal.

Da schaute er sie fest und hart an. „Was hab ich, seit daß Du hier bist?“ fragte er.

Und da sie zusammenzuckte und den Kopf neigte, brauste er auf. „En lieberlichen Haushalt hab ich, und die Kinner werden geplagt und kriegen nix rechts zu esse und . . . und —“ Er rang nach Worten, seine Stimme zitterte.

„Und daß De des arm Mädelsche nit mal in de Schul gehn laßt, Du faules Fraumensch!“ Er ballte die Faust.

Die Marie taumelte rückwärts. Er achtete es nicht. Seine Hand tastete nach der Luis. Er zog sie an sich heran.

„Mein Kinner,“ wandte er sich wieder an die Frau, „meinem Luis sein Kinner, die sollst Du mer nit quäle wie die Hund! Und die sollen in die Schul gehn, wie's Ordnung is!“

Er faßte die Luis fester und schaute zu ihr herab. „Du gehst mer von morge ab jeden Tag in die Schul! Das sag ich der, vor dere, vor . . . vor Deiner Mutter, und wenn se Dich dabehalte will, Du folgst er nit und sagst mir! Und schaffen! Ihrem Kind die Windeln wasche, das soll sie selber besorge . . .!“

Er schaute das Mädchen lang und traurig an. Wie das aussieht! dachte er, so schwarz um die Auge und eso blaß und mager! Nit viel annerst hat es Luis ausgesehn, wie es gestorbe is!

Ein Grauen kroch dem Mann über den Rücken hinab.

Wenn — — wenn — —? Er wagte den Gedanken nicht auszudenken, und dann wäre nur die daran schuld, die Marie, die liederlich! Dem Mann flimmerte es vor den Augen.

„Wenn de mein Kinner zugrund richtst!“ schrie er plötzlich noch einmal wild auf und trat dicht vor die Marie hin. Die zog die Schultern hoch. „Wenn ich nit so elend wär, so arg elend,“ heulte sie.

„Ach geh mer e weg!“ sagte der Mann.

Da drängte die Frau sich an ihn heran. Er stieß sie fort. „Mein Kinner zulieb hab ich geheiratet, und jetzt —?“ Seine Stimme versagte. Ein Schluchzen stieg aus seiner Kehle auf.

Verlegen standen die Kinder umher, die Emma weinte, die anderen verfolgten den Vorgang mit großen, trockenen Augen.

Der Mann aber ließ sich in einen Stuhl fallen und legte den Kopf in die Hände.

Warum muß mir auch alles schief gehn? dachte er. Grad mir? Wenn ich die Kamps nehm, was haben die en ordentlich Rebel! En saubere Haushalt, und dabei besorgt die Frau doch noch ihr Feld, des groß Stück Land! Und was ihm das einbringt, und wenn er es abends heimkommt, da is was grdentlichs gekocht und er hat sein Gemütlichkeit!

Müding seufzte und hob den Kopf.

Da schlich sich die Luis zu ihm heran. „Wollen er was esse, Vater?“ fragte sie.

„Was hast denn?“

„Kartoffel und Kaffee!“

„Nix annerst?“

„Ne!“ Erstaunt sah die Luis den Vater an, das gab's doch jeden Abend, wie kam der Vater nur auf die Frage.

Sie ahnte nicht, daß bei ihren Worten dem Mann die Erinnerung an die Zeit durch den Kopf geflogen war, wo seine erste Frau ihm des Abends gar häufig einen Leckerbissen bereitet hatte.

Kartoffelkühle oder Pfannkuchen und Salat, dann und wann hatte sie ihm auch Kartoffelsalat gemacht und hatte einen Schoppen Bier dazu geholt.

Kartoffelsalat und Bier! Wie war nur mit einemmal die Lust danach in ihm erregt worden? Bier! Bier! Seine Kehle dünkte ihn ausgetrocknet. Er spürte einen heißen Durst. Bier! Bier! Er trank sehr selten und sehr mäsig.

Aber heute, heute hatte es ihn gepackt. Ja, jetzt einen Krug Bier runterstürzen! Einen? Nein! Zwei, drei, vier hintereinander. Immer einen Krug nach dem anderen, ganz rasch hinunter, das würde alles wegsputzen, alles was hart und trocken in seiner Kehle saß.

Oder Schnaps? — Ja der, der brannte! Der brannte alles weg. Ja, und dann trinken, trinken, bis man nicht mehr denken konnte, nicht mehr denken brauchte! Der Mann saß reglos mit starren Augen. Er schluckte ein paarmal. — Wie trocken ihm die Kehle war.

Und dann . . . dort hing der Gut! Die Jacke drunter! — Schön wollte er aufstehen, da durchfuhr's ihn. Betrinken? Du willst dich betrinken, Christian Müding? Du bist doch ein Mann, der auf sich hält! Ja, aber — — Seine Hände hingen schlaff.

Bei so me Elend, wenn mer da nit —? Die Tränen, die in seine Augen traten, hatte das Mitleid mit sich selber ihm erpreßt.

Und dann: Kartoffeln und Kaffee! Ein Ekel stieg in ihm auf. Wenn's was anderes zu essen gäb, aber das Futter! Er stand auf, schwerfällig. Er taumelte einen Augenblick, als sei er trunken, dann griff er nach dem Gut und zog die Zacke an.

„Ich muß noch fort!“ sagte er zu den Kindern. „Essen Ihr und gehn ins Bett!“

„Soll ich Der was aufhebe?“ fragte die Luis.

„Nein!“ Und der Mann war zur Tür hinaus.

Als sie mit hartem Laut ins Schloß fiel, schrie die Emma laut auf.

„Was is Der denn?“ fragte die Luis, eine unerklärliche Angst hatte auch sie gepackt.

„Der Vater, der Vater . . .! Wo geht der Vater hin?“ schluchzte das Kind.

„Das geht uns doch nix an!“ sagte der Christian.

„Dawegen brauchst doch nit eso zu heule!“ meinte der Franz und puffte die Emma.

Im nächsten Augenblick stand der Christian vor ihm, seine Augen blühten. „Wer heißt Dich's zu stoße?“

„Willst Du mich kommandiere?“

Sie hoben die Arme gegeneinander, Saß funkelte in ihren Augen.

Wie Müting in jener Nacht nach Hause gekommen war, wußte er am anderen Morgen nicht mehr, als er mit schwerem Kopf aus dumpfem, traumlosem Schlaf erwachte.

Sie werden wohl alle geschlafen haben, tröstete er sich. Und sie hatten auch alle geschlafen, bis auf die Emma. Die hatte in der Nacht wieder einen Asthmaanfall bekommen, und als der Vater schwankenden Schrittes in die Stube getreten war, hatte sie aufrecht im Bett geessen.

Er aber hatte sie nicht gesehen.

Volternd hatte er seine Schuhe ausgezogen, hatte Zacke und Hut darüber geworfen und war ins Bett gefrochen, bald darauf hatte die Emma seine tiefen, regelmäßigen Atemzüge vernommen.

Er war betrunken! sagte sie sich, und das Entsetzen packte sie.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Verdacht.

Von Gustav Weber.

Die Frühstückspause war zu Ende. Die Dachbedergesellen schickten sich an, die Leiter wieder hinaufzusteigen und an ihre Arbeit zu gehen, als plötzlich vor dem Neubau ein Wagen anhält. Karl Wenzel, der als letzter noch an seinen Sachen kramte, drehte den Kopf nach der Fensteroöffnung: „Da sieht ja der Olle oben; was will 'n der schon wieder, er war doch gestern erst hier.“

Ein anderer, der noch auf den untersten Leiterprossen war, hielt inne und bückte sich, um ebenfalls durch die Fensterrückwand nach dem Wagen sehen zu können: „Da is ja sogar der Schandarm dabei! Na, da woll'n wir man machen, daß wir an die Arbeit kommen; der Meester is schon vom Wagen runter.“

„Das hat er wieder fein eingerichtet. Pünktlich! Damit ja nicht etwa 'n bißchen länger gefühst wird!“ sagte Wenzel.

Der Meister mit seinem ungewöhnlichen Begleiter trat schon in die Tür. „Da! Das ist er! Bleiben Sie nur unten, Wenzel, der Herr Wachtmeister will Sie abholen!“

„Mich abholen? Nanu, was is denn los? Sie machen wohl Spaß?“ Wenzel war erschrocken an der Leiter stehen geblieben, während die anderen Gesellen eiligst hinaufstapften.

„Na, Sie werden schon wissen, was Sie auf dem Kerbholz haben!“ sagte Meister Zeif.

Der Gendarm strich seine wildledernen Handschuhe glatt, rüdt am Helm und am Koppel, und kam über Bauzunt, Bretter- und Lattenstücken auf Wenzel zu. „Sie sind verhaftet!“

„Donnerwetter! Na, das Ding is gu!“

„Machen Sie keine Bemerkungen, Mann! Hier ist ein schriftlicher Haftbefehl vom königlichen Amtsgericht! Nehmen Sie Ihre Sachen und kommen Sie auf den Wagen.“

„Ja was hab' ich denn eigentlich verbochen?“

„Sun Sie nur nicht so!“ mischte sich der Meister ein.

Wenzel zuckte mit den Achseln.

Der Wagen hatte bereits umgelenkt. Neugierige aus den anliegenden Gehöften standen in Gruppen tuschelnd und flüsternd dabei.

„Fahren Sie wieder mit, Meister?“ frug der Gendarm, nachdem er auf dem hinteren Sitz neben dem Verhafteten Platz genommen hatte.

„Ne, ich danke!“ Hang es unmutig zurück. „Es ist ja schönes Wetter, laufe lieber zurück!“ Er ging in den Neubau.

Das Gespann setzte sich in Bewegung. Die beiden Ackerpferde gingen ihren gewohnten Schritt, und so fuhren sie in aller

Gemütsruhe auf dem Sommerweg der Chaussee, unter den laubigen, zum Teil noch blühenden Obstbäumen dem eine gute Stunde entfernten Städtchen zu.

Es war wirklich ein schöner Tag. Der Meister hatte recht. Karl Wenzel, der sich von dem ersten Schrecken schnell wieder erholt hatte, nahm seine kurze Tabakspfeife aus der Tasche und brachte sie in Gang. Auch der Herr Wachtmeister war für den erfrischenden, belebenden Maienitag, der auf dem jungen Grün der Saatfelder lag, nicht unempfindlich. Er zog die Handschuhe aus, lüftete den Helm und lehnte sich bequem gegen die Rückwand des Wagens. Aber in ein längeres Gespräch mit dem Arrestierten ließ er sich nicht ein. Er konnte ihm nur nochmals sagen, daß er keine Ahnung habe, aus welchen Gründen die plötzliche Verhaftung stattgefunden habe.

Wenzel tat ein paar träftige Züge: „Om, es könnte höchstens wegen 'ner Militärsache sein. Mir ist auf der Walze mein Paß weggenommen; da hab' ich mich seit Ende Dezember nirgends mehr gemeldet. 'n neuer kostet fünf Groschen! Ich wollte das ja so wie so in nächster Zeit in Ordnung bringen.“

Ein Trupp Weiber, Bauerfrauen, mit Kiepen auf dem Rücken kamen ihnen von der Stadt her entgegen. Der Gendarm sah nach der Uhr: „Es ist zehn durch, die kommen schon vom Wochenmarkt.“

Das laute Erzählen und Lachen der Frauen verstummte, als sie näher kamen. Sie blieben vor Neugier stehen und starrten den Dachbedergesellen an, als ob er ein Prinz wäre.

In dem kleinen, industriellosen Ackerstädtchen war es etwas Seltenes, daß der Gendarm mal einen hereinbrachte. Kein Wunder, daß sich auch in den Haustüren und Fenstern viele Neugierige zeigten, die mit fragenden Blicken dem Verhafteten folgten. Der war trotz seines erst kurzen Aufenthaltes im Orte eine bekannte, gewissermaßen sogar eine berühmte Persönlichkeit. Wenzel hatte nämlich, kurz nachdem er bei Meister Zeif angefangen, eine lebensgefährliche Reparaturarbeit hoch oben unter den Kreuzblumen der Kirchturmspitze ausführen müssen. Weil er sich sofort zu dieser Arbeit, die keiner der alten Gesellen machen wollte, bereit erklärt hatte, war er beim Meister gut angeschrieben.

Jung und alt, groß und klein hatte ihm, wie er dort oben in schwindelnder Höhe arbeitete, gespannt zugehört. Jetzt mußte Wenzel es sich gefallen lassen, daß ihm die Schulkinder über den freien, ziemlich großen Marktplatz bis zu der breiten, steinernen Treppe im Rathaus nachliefen.

Als er an der Seite des Gendarmen die Treppe hinaufstieg, ergriff ihn ein unbehagliches, widerliches Gefühl. Na, wenigstens mußte er jetzt doch bald erfahren, was man eigentlich von ihm wollte.

Der Gendarm ging nach Erledigung der notwendigen Formalitäten wieder seines Weges. Wenzel sah im Zimmer des Gerichtsdieners und wartete. Endlich klingelte es. Der alte Graubart in der dunkelblauen Amtstracht gab ihm einen Wink. Schweigend gingen sie den langen, schmalen Korridor entlang bis zum Zimmer des Amtsrichters. Der Gerichtsdienere öffnete; beide traten ein. Wenzel hatte seine Mütze abgenommen und trat vor den Schreibtisch des Richters. Der Amtsdienere blieb an der Tür. Seitwärts des Amtsrichters saß der Gerichtsschreiber, bereit, das Protokoll aufzunehmen.

Der Richter, ein Mann im Anfang der Vierzig, musterte Wenzel scharf.

„Also, Sie sind der Dachbeder Friedrich Karl Wenzel, geboren zu Winterburg am 2. 12. 81,“ begann der Richter.

„Jawohl!“ Wenzel antwortete kurz.

„Sie haben bis zum Herbst vorigen Jahres beim 15. Pionier-Bataillon in Strahburg gedient?“

„Jawohl, Herr Amtsrichter!“

„Sind Sie im Besitze Ihres Militärpasses?“

„Aha, also doch wegen des Passes! dachte Wenzel. „Den hab' ich verloren!“ sagte er dann laut. „Auf der Wanderschaft ist er mir abhanden gekommen. Ich wollte die Sache ohnehin in aller nächster Zeit in Ordnung bringen, Herr Amtsrichter.“

Der Amtsrichter beachtete das gar nicht; er frug weiter, wo Wenzel nach seiner Entlassung vom Militär gearbeitet; ob er auf der Wanderschaft auch nach Schwarzhäusen gekommen sei, ob er dort gearbeitet habe, und schließlich, wo er in der Nacht vom 21. zum 22. Dezember gewesen sei.

Wenzel beantwortete alles so gut er konnte. Er sei, nachdem er in Schwarzhäusen keinerlei Beschäftigung gefunden, immer die Elbe hinauf von Dorf zu Dorf gewandert und habe in den Dorfgasthöfen, meistens auf den Gebäuden, übernachtet, weil es dort billiger sei als in den städtischen Herbergen. Wo er gerade am 21. Dezember gewesen, das wisse er nicht. Er wisse nicht einmal die Namen all der Dörfer, die er durchwandert habe. „So! Nun, dann werde ich es Ihnen sagen!“ Der scharfe Blick des Richters ruhte auf Wenzel: „Sie haben in der Nacht vom 21. zum 22. Dezember in Schwarzhäusen einen schweren Einbruchsdiebstahl in ein Geschäftskontor ausgeführt! Dabei haben Sie auch Ihren Paß verloren; der ist an der Einbruchsstelle gefunden worden. Kurze Zeit danach haben Sie in einem Dorfe bei Schwarzhäusen bei einem Bauern gearbeitet und sind einige Tage später, nachdem Sie auch den bestohlen, bei Nacht und Nebel spurlos verschwunden. Sie werden deshalb stebrieflich verfolgt; das Signalement stimmt bis auf die Haarfarbe ganz genau. Hier steht: Haar schwarz. Ihr Haar ist aber dunkelbraun. Vielleicht beruht das auf einem Irrtum.“

„Alles muß auf einem Irrtum beruhen, Herr Amtsrichter!“ Wenzel war erregt, ein heftiges Zittern klang durch seine Stimme: „Ich bin kein Einbrecher! Aber ich kann mir denken, wie das alles zusammenhängt. Mein Paß ist schon vorher weggenommen, ehe ich nach Schwarzhausen kam. Ich vermute, daß er mir von einem Reisegefährten gestohlen wurde. Genau weiß ich's nicht. Ich kenne den Betreffenden auch nicht beim Namen, ich weiß nur, daß er Schloffer ist und aus Schlefien stammt. Aber der hatte pechschwarzes Haar.“

„Kommen Sie uns nur nicht mit solchen Märchen; das glaubt Ihnen kein Mensch. Gewiß, der „große Unbekannte“, der wird's wieder gewesen sein! Weisen Sie nach, wo Sie sich in der fraglichen Nacht aufgehalten haben! Wenn Sie das nicht können —, der Richter zuckte die Achseln. „Im übrigen will ich Ihnen nur sagen, daß Sie durch Leugnen die Sache nur verschlimmern. Wenn Sie es gewesen sind, dann gestehen Sie es lieber gleich. H e r a u s bekommen wir es doch!“

„Herr Amtsrichter, ich kann nur noch einmal wiederholen: ich bin kein Einbrecher!“

„Wir können uns jetzt auf weitere Untersuchungen nicht einlassen. Sie bleiben zur weiteren Verfügung der Staatsanwaltschaft Schwarzhausen in Haft.“ Er winkte dem Amtsdienner: „Führen Sie ihn ab!“

Mit gleichgültiger, geschäftsmäßiger Miene hatte der Amtsdienner den kurzen Befehl ausgeführt und Wenzel in eine Zelle gesperrt. Wie vom Donner gerührt stand dieser eine geraume Zeit in der Mitte des engen, dumpfen Raumes. Er war noch gar nicht fähig, den ganzen Sachverhalt richtig durchdenken zu können. Erst nach und nach kehrte seine Ruhe wieder. Also jener schwarze Hallunke hatte ihm den Paß gestohlen und dann den Einbruch in das Kontor verübt. Jetzt sollte er, Wenzel, nun beweisen, wo er in der Einbruchsnacht gewesen sei! Der Stedbrief stimmte. Freilich: Mund gewöhnlich, Nase gewöhnlich, Sinn gewöhnlich, Haar schwarz, Augen dunkel. Das paßte auf den Amtsrichter noch besser als auf ihn.

Es rüttelte jemand an der Tür. Der alte Wärter reichte ihm einen Napf voll Essen herein. Wenzel hockte sich auf den Holzblock und stippete mit dem Löffel in dem Napf herum. Ein paar Löffel voll aß er; bald hatte er genug.

Wieder wanderte er hin und her. Stundenlang. Nur von dem einen Gedanken gequält: wie kann ich meine Unschuld beweisen?

So wurde es Abend. Als er sein Bett und sein Abendessen in die Zelle erhalten hatte, da überkam ihn eine bleierne, dumpfe Müdigkeit. Fröhlich, verzagt fast legte er sich zu Bett; schlief auch bald ein. Die Dämmerung und Kühle des Abends füllte den engen, schmalen Raum; nach und nach wurde es ganz dunkel.

In unruhigen, quälenden Träumen wälzte sich Wenzel bis Tagesanbruch auf dem Strohsack. Dann stand er auf. Das Reinigen der Zelle, das Waschen und Frühstücken brachten ihm kurze Zerstreuung. Dann saß er blaß und frierend auf dem Holzblock und zählte die Nägel in den Dielen, zählte die Löcher in den Wänden und die Risse in der Decke.

Es war bereits neun Uhr durch, als die Tür aufgeschloffen wurde. Der Amtsdienner kam: „Kommen Sie raus! Zum Herrn Amtsrichter!“

„Also Wenzel.“ empfing ihn der Richter, „die Staatsanwaltschaft Schwarzhausen hat zurückdeponiert: es sei möglich, daß Sie nicht der gesuchte Einbrecher sind. Nach den Angaben des Bauern, bei dem dieser zuletzt gearbeitet und auch gestohlen hat, muß der Betreffende mindestens dreißig Jahre alt sein. Demnach könnte man Ihnen die Geschichte von dem gestohlenen Paß wohl glauben. Der Bauer hat erklärt, daß er den Dieb auf das bestimmteste wieder zu erkennen vermag. Um nun einen unnötigen Transport zu vermeiden, werden wir von Schwarzhausen ersucht, eine Photographie von Ihnen zu übersenden. Wir müssen natürlich die Photographie erst anfertigen lassen; dann wird sich's ja herausstellen, ob Sie mit dem Diebe identisch sind oder nicht. Es kann da, alles in allem, noch ne Woche darüber vergehen. So lange müssen Sie schon in Haft bleiben. Es geht nicht anders.“ Der Richter schloß mit einer bedauernden Handbewegung.

Aufmerksam hatte Wenzel zugehört: „Das ist der Schwarze gewesen. Ganz bestimmt! Der war so alt. Aber wenn's geht, ich hab' noch 'ne Photographie von mir, als Soldat; die ist im vorigen Jahr gemacht. Vielleicht können Sie die gebrauchen? Dann dauert es doch nicht so lange.“

„Wir können Sie uns ja mal ansehen. Wo ist sie?“

„In meinem „Berliner“, ich meine in meinem Ranzel steckt sie, zwischen meinen Briefen. In meiner Schlafkammer.“

„So, nun dann werd' ich sie mir mal holen lassen. — Ihre Sachen bleiben dann vorläufig beim Meister Zeit. — hm, Sie können dann wieder gehen.“

Der Richter winkte dem Amtsdienner. Wenige Minuten später saß Wenzel wieder mit seinen Gedanken allein in der Zelle. Also auf den Bauern kam es nun an. Wenn der ihn jetzt für den schwarzen Gauner hielt, dann war alles vorbei. Dann war er ein Verbrecher. Er machte sich auf das Schlimmste gefaßt. —

Das Bild war abgeschickt. Langsam verstrichen die Stunden. Der Wärter brachte Wenzel in eine Nebenzelle; dort saß ein alter Fachtbruder und stochte Körbe. Der Alte zeigte sich als ein guter, gesprächiger Lehrmeister. Wenzel war flink und aufmerksam bei der Arbeit. Er suchte Zerstreuung.

So kam der Abend, dann die Nacht. Die Nacht mit unruhigen, schreckhaften Träumen und mit langen, wachen Stunden voll Sorgen und Pein. Ungeduldig ersahnte Wenzel den Tag, nur um wieder arbeiten zu können.

Und als der Morgen kam und die Arbeit begann, da saß er ohne aufzusehen und stochte fleißig an dem gestern angefangenen Korbe weiter.

„Du hast's schon ganz gut weg!“ lobte ihn schmunzelnd der Alte: „Du lernst leicht! Aber manche, das sind ungeschickte Teufels; schneiden sich in die Finger und lernen überhaupt nicht. O ich hab' schon 'ne Menge kennen gelernt! Wenn man bald an vierzig Jahr auf der Walze ist, dann kann man was erzählen! O, ol!“ Der Alte erzählte weiter, bis die Mittagspause eintrat.

Karl Wenzel aß nicht viel, aber der alte Spedjäger hatte gefunden Appetit; er sorgte dafür, daß beide Schnäpfe leer wurden. Bald nach dem Essen arbeiteten sie weiter.

Einige Stunden später kam der Amtsdienner: „Wenzel! Zum Herrn Amtsrichter!“ Kurz, befehlend klang seine Aufforderung. Schweigend folgte ihm Wenzel zum Richter. Dieser bedeutete ihm freundlich, daß soeben eine Depeche von Schwarzhausen eingelaufen sei. Es sei nach dem gesandten Wilde festgestellt, daß er, Wenzel, mit dem gesuchten Verbrecher nicht identisch sein könne. Er werde demnach sofort aus der Haft entlassen. Das Bild sei natürlich noch nicht wieder zurück.

Wenzel wurde heiß und rot und wieder bleich. Er wollte etwas sagen, aber er konnte nichts Zusammenhängendes denken, noch viel weniger sprechen. Er war zu aufgeregt. Mechanisch unterschrieb er das Protokoll.

Zehn Minuten später war er auf der Straße. Das Sonnenlicht blendete ihn. Er kam sich vor wie ein Betrunkener, so unsicher war sein Gang. Die Leute, die ihm begegneten, blieben stehen und schauten ihm nach.

Allmählich fand er seinen Gleichmut wieder; in vollen Zügen genoß er die warme, belebende Frühlingsluft.

Meister Feil besperrte gerade, als Wenzel bei ihm eintrat; kurz und nichtachtend erwiderte er dessen Gruß.

„Weiterarbeiten? — Neel Ein Mensch, der einmal in solchem Verdacht gestanden hat, der ist immer verdächtig! An dem bleibt für alle Ewigkeit was hängen. Und schließlich, wer kann denn wissen, ob nicht doch was dran war? Diesmal ist's Ihnen vielleicht gelungen, sich rauszulügen. — Neel, neel, sicher ist sicher! — Sie können ja heut noch hier schlafen und essen. — Doch halt mal, ich denke grade dran: Sie sind ja im Verband! Als wir gestern nach Ihrem Wilde suchten, da hab' ich Ihr Buch gefunden. Schon d e s h a l b hätte ich Sie entlassen! Solche Leute sind mir zuwider; die sind zu allem fähig!“

Wenzel stand einen Augenblick verdußt, dann lachte er dem Meister ins Gesicht: „Geben Sie mir man schnell meinen Fremdzettel, Meister. Und schlafen will ich denn auch schon lieber gleich in der Herberge.“

Kleines feuilleton.

k. Von alten Geweben. Vor kurzem ist der Sarkophag Karls des Großen in Aachen geöffnet worden, um seine seit vielen Jahrhunderten dort ruhenden wunderbaren alten Gewebe dem Licht des Tages und der Deffentlichkeit wieder zu schenken. Zwei kostbare Stoffe, von denen der eine dem zehnten, der andere dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert entstammt, wurden aufgefunden. Es sind nur ganz wenige unversehrte Ueberreste aus der Zeit der frühesten abendländischen Weberei erhalten und die ganze bis in die ferne Urzeit hinaufreichende Geschichte dieser ehrwürdigen Kunst wird nur selten durch Funde erhellt, muß vielmehr aus alten Denkmälern und Quellen, aus Vasenbildern, Mosaiken und Verdicten studiert werden. Wohl reicht die Technik der Weberei bis in das graue Altertum zurück; wir wissen von den herrlichen wollenen Geweben, die schon die alten Ägypter und Assyrier verfertigten. Die Griechen bewunderten die tyrischen Teppiche und die Wollenzuge des alten Babylon, die Juden lernten bei der herrlichen Ausschmückung der Stiftshütte das Sticken mit farbigen Wollenfäden, die Kunst des reichen Gewebes von den Ägyptern. Indien, das Land der üppigsten Stoffe, wußte wohl schon vor Tausenden von Jahren jene Schals und feinen Zeuge zu verfertigen, die noch heute als unerreichte Wunder zarten Gespinnstes dastehen. Die Griechen haben vor allem diese orientalische Kunst der Wollentweberei übernommen und in der einfach feinen Schönheit ihrer Kleider ausgebildet. Allmählich erst beginnt in der abendländischen antiken Kultur ein Kampf zwischen Wolle und Seide, und in den Spätzeiten des höchsten Luxus und des Verfalls steigt der Seidentoff, das Kind der fernen chinesischen Lande. In China ist die Pflege der Seidenwürmer, die Kultur des Maulbeerbaumes und die Fabrikation von seidenen Stoffen schon im dritten Jahrtausend v. Chr. nachweisbar. Von hier kamen diese wunderbaren Stoffe als höchster Schmuck nach Indien, zu den Ägyptern und Phöniziern und spät erst zu den Griechen und Römern. Zunächst wurden sie nur bei hohen Festlichkeiten, zu Ehren der Gottheit getragen und erst die verweichlichte Deladenz der römischen Kaiserzeit gestiel sich in diesen „loischen“ Gewändern, die wie ein „leimener Nebel“ leicht und weich die Gestalten umflossen. In dem byzantinischen Kaiserreich ist dann endlich

Der Stil des Seidenstoffes völlig ausgebildet und die hageren Gestalten dieser im Perennell erstarren Döflinge waren unvollständig, bunt, goldstarrten Gewändern. Von Byzanz her ist allmählich die Kunst der kostbaren Brunkstoffe in das Abendland eingedrungen. Auch figurenreiche orientalische Gewebe aus der Zeit der Sassaniden und der arabischen Kalifen, die späten, reich geschmückten Zeugen einer uralten Kultur des Webens, kamen nach Deutschland und wurden als höchste Wunder menschlicher Geschicklichkeit bestaunt. Alle die Prachtgewänder und goldgeschmückten Stoffe, von denen wir am Hofe der Karolinger hören, stammen aus dem Orient, und Karl der Große konnte als Gegengeschenke an Harun Al Raschid für die seidenen Teppiche und Gewänder als deutsche Fabrikate nur ein paar einfache wollene Tücher schicken in schlichtem Weiß, Blau und Grau, die von den Küsten der Nordsee stammten und daher „Frisse“ genannt wurden. Von den alten feinen Gespinnsten des Morgenlandes sind nur wenige, z. B. der „Schleier der heiligen Jungfrau zu Chartres“, erhalten; sie zeigen auf hellem Grunde ein buntes Gewebe von Tieren und Pflanzen; in dichtem Zweiggewirr wiegen sich Vögel, seltsame Tiere treiben ihr chaotisches Wesen, und Rosetten verbinden die dichte Fülle der Ornamente. Mit dem merkwürdigsten Getier, mit Salamandern, Greifen, Einhörnern, Elefanten, Affen, Löwen, Adlern sind die Stoffe überfüllt, denen wohl dann eine symbolische Bedeutung untergelegt wurde. Im Abendlande hat sich zuerst als Schmutz der Stoffe die Stiderei entwickelt. Um 1150 etwa wurde durch die Sarazenen in Sizilien die Seidenwurmzucht eingeführt und eine Seidenfabrik errichtet, und es ist das Verdienst der normannischen Könige, diese Anfänge der Seidenfabrikation durch die Verbreitung des Maulbeerbaumes und der Seidenwürmer in den von ihnen beherrschten Ländern gefördert zu haben. Seit dem 12. Jahrhundert konnten also auch im Abendlande seidene Stoffe gewebt werden und zu diesen frühesten kostbaren Erzeugnissen gehört das jüngere der in dem Sarkophag gefundenen Gewebe. Von Damen und Können wurden die Stoffe mit schönen Verzierungen geschmückt. Neben dem Dekor der Arabesken und Pflanzenranken treten nun auch die bildlichen Darstellungen von Menschen und Begebenheiten in den Vordergrund. Der Stoff wird zur Malerei und zur anschaulichen Chronik. Das schönste Denkmal dieser frühen Stiderei ist eine über sieben Meter lange und fünfzig Zentimeter hohe Tapete, die nach ihrem Aufbewahrungsort Bayeux benannt wird. Die Eroberung Englands durch die Normannen, die Schlacht bei Hastings und der Tod König Haralds werden uns auf diesem Meisterwerke lebendig erzählt, das zum großen Teil durch die fleißigen kunstfertigen Hände angelsächsischer und normannischer Frauen geschaffen worden ist. Die Teppichwirkerei nahm von diesen bunt komurierten Stidereien ihren Ausgang. Schon 985 ließ ein französischer Abt große bildliche Darstellungen in Teppichen für sein Kloster weben, aber die ersten dürftigen Reste solcher Tapissereien sind uns erst aus dem 11. Jahrhundert im Dome zu Halberstadt erhalten. Sie schildern Szenen des alten Testaments, führen Christus und die Apostel vor und zeigen in hunder Reihe den heiligen Georg, Cato und Karl den Großen in die Darstellung. Von nun an entstehen ununterbrochen kostbare Tapissereien bis hinauf zu den jetzt so hochbezahlten Gobelins des Rokoko, und die Geschichte der Kunstwirkerei spiegelt sich in diesen schönen Wandbehängen, die zu den kostbarsten Gegenständen des Kunstgewerbes gehören. Zunächst eilt die Schilderungskunst dieser Teppiche der Malerei weit voraus, gibt die bunte Welt der Turniere, Feste und Schlachten, der Spiele und Promenaden, der phantastischen Legenden und Märchen am reichsten in den Werken der burgundischen Zeit wieder; es ist die Blütezeit von Arras, nach der diese Teppiche in Italien „Arazzi“ genannt werden. Dann treten die Brüsseler Fabriken hervor, die Kunst der van Eycks gewinnt Einfluß auf die Teppichbilder und danach entwirft die italienische Renaissance die Kartons für die Brüsseler Gewebe. Rafaels Teppiche bilden den Höhepunkt, bis auch sie von französischen Werken in den Schatten gestellt werden. Dann herrscht die hohe Kunst der französischen Gobelins bis zum Rokoko.

— Der Kampf gegen die Stechmücke. Man schreibt der „Frankf. Ztg.“: Die merkwürdige Tatsache, daß die Stechmücke durch die Farbe der Kleidung in der Wahl ihrer Opfer stark beeinflusst wird, ist schon 1841 von Spence beobachtet worden. Dieser konstatierte, daß ein loses Gespinnst weißer Fäden, das er vor seinem Fenster aufgehängt hatte, die Mücken viel wirksamer zurückhielt als ein solches aus schwarzen Fäden. Auf Madagaskar bemerkte Joly, daß die Mücke sich viel lieber auf schwarzer Erde als auf weißen Sandflächen aufhalte, und daß sie sich eher auf schwarzen Schuhen und Kleidern als auf weißen niederlasse. Die Eingeborenen Madagaskars befestigen sogar Stücke schwarzen Stoffes an der Dede ihrer Hüften, um die Mücken dorthin zu ziehen. Weiter konstatierte Joly, daß ein hellgelber Hund weniger von den Mücken gepeinigt wurde als ein schwarzer Mäher, ebenso daß die Neger den Mückenstichen viel mehr ausgesetzt sind als Europäer. Ähnliche Beobachtungen sind in Indien gemacht worden. Sogar die Reihenfolge der Farben, denen von gewissen Mückenarten der Vorzug gegeben wird, ist geprüft worden. Zwei geduldige Engländer, Nuttall und Shipley, fanden zum Beispiel, daß Anopheles maculipennis die Farben in folgender Reihenfolge bevorzugt: dunkelblau, dunkelrot, braunrot, schwarz, grau, olivgrau, violett, grün, hellgrau, perlgrau, blaßgrau, himmelblau, oder, weiß, gelb. Der

Malariaforscher Galli-Balorio, der das Institut für Experimentalhygiene und Parasitologie an der Universität Lausanne leitet, bestätigt diese Tatsache. Durch die Wahl der Farbe für unsere Kleider lassen sich also die Chancen in Bezug auf die Anzahl der Mückenstiche herabmindern, keineswegs aber lassen sich diese gänzlich vermeiden. Ebenso geht es mit allen Mitteln, die man im Freien anwendet, um den Mückenstich abzuwehren. Am wirksamsten ist der Tabakrauch, doch keineswegs unfehlbar. Kampferbalsoline und sonstige stark riechende Salben, die in die Hand eingerieben werden, helfen nur so lange, bis sich der Niesstoff verflüchtigt hat, und dies geht an heißen Sommertagen rasch von statten. Sicher schützt nur der Schleier aus Musselgaze, wie ihn die italienischen Bahnwärter und Soldaten in den Malariaeregionen tragen. Am rationellsten ist es, den Kampf nicht gegen die Mücken zu richten, sondern gegen ihre Larven und ihre Eier, welche sie in Sümpfen und ruhenden Gewässern ablegen. Dies geschieht am einfachsten durch eine dünne Petroleumschicht, ist aber nicht die Aufgabe des Privatmannes, sondern der Gemeinden oder des Staates. Denn als Ueberträger der Malaria und sonstiger Infektionskrankheiten muß die Mücke als staatsgefährliches Insekt betrachtet werden.

Musik.

sz. Vor 16 und 14 Jahren kamen aus Italien zwei Opern, die beinahe eine neue Aera der musikalischen Dramatik zu eröffnen schienen. Heute sind deren Komponisten durch ihre seither folgenden Werke zu Typen von künstlichen Machern für äußere Wirkungen geworden, und selbst jenen Stücken steht der heutige Geschmack lange nicht mehr so beifallsregert gegenüber, wie damals. Wir meinen die „Cavalleria rusticana“ von P. Mascagni (1890) und den „Bajazzo“ von R. Leoncavallo (1892). Am Montag führte sie uns das Koeblische Ensemble bei Kroll vor. Die „Cavalleria“ erscheint immer mehr als ein Bühnenhauer; der „Bajazzo“ jedoch dürfte der Zeit trocken. Gestützt auf einen vorzüglichen Inhalt, führt er Wahres in wahrhafter Weise vor. Beschränkte er sich nicht so sehr auf das schmachtende und das holerische Leid des „traurigen Kaspar“, verstände er vielmehr eine reichere Wechselwirkung von Leid und Lust, von Ernst und Spas, von Trübnis und Jauchzen, griffe er tiefer in das Dämonische dieser Kontraste hinein: ihm würde ein dauernder erster Platz sicher sein.

Sache der Darstellenden ist es, dieser Einseitigkeit nicht nachzugeben und das Wenige an Dämonik des Kontrastes möglichst hervorzuheben. Das tat wohl am meisten Frl. Wilms als Colombine; das taten wenig die Herren Richard Deser als Bajazzo und Waschow als Taddeo. Jener, ein Gast aus Dresden, kam über den hohen Helden nicht hinaus, und dieser brachte es nicht recht zum dummen August. Am Singen fehlte es zum wenigsten. Auch von der Aufführung jenes Einakters galt dies. Den Tenor Hansen begrüßten wir mit erneuter Freude als einen Wohlbekannten vom Theater des Westens, und Frl. Friden war als Santuzza gut im Spiel und Sang. — Ueberhaupt fehlt es bei solchen Sommertruppen lange nicht so sehr an tüchtigen Einzelkräften, wie an Gelegenheit, sie zu durchstudierten Gesamtleistungen zu vereinigen.

Humoristisches.

— Das beleidigte Auge. „Herr Baron haben sich nun auch entschlossen, Monotel zu tragen?“ „Mußte wohl; so oft in Spiegel sah — hat rechtes Auge mich vorwurfsvoll angeblid.“

— Passendes Lied. Dirigent: „Was singen wir denn nun unserem Mitgließe, dem Zahnarzt Meier, beim Geburtstagsständchen?“

Gesangvereiner: „Ich dächt, das Lied vom Sträfwinkler Landsturm: „Reißt aus, reißt aus, reißt alle aus.“

— Vieljagende Unterbrechung. Während der Festversammlung des Vereins „Familienglück“ tritt u. a. auch Herr Bimmelmaier als Redner auf. „Hochverehrte Anwesende!“ beginnt er, da ruft sein Söhnchen dazwischen: „Je, Mutter, der Vater traut sich auch was z'reden!“

(„Meggenborfer-Blätter.“)

Notizen.

— Der dreißigjährige Dichter Ferdinand v. Saar ist in Wien gestorben. Er hat Selbstmord begangen. Ursache: Nervöse Depression infolge eines körperlichen Leidens.

— Preisanschriften. Die Zeitschrift „Deutscher Kampf“ in Leipzig hat zwei Extrapreise in Höhe von 1000 und 500 M. für die beiden besten der bis 1. September bei ihr eingereichten dramatischen Werke ausgesetzt.

— Die Wiener Zensur verbot dem dortigen Bürgertheater die Aufführung von Bedekind's „Totentanz.“

— Im „Theater des Westens“ beginnen am 2. August Vorstellungen einer italienischen Kinderoper.

— „Der König der Berge“, Operette von Max Schönau, Musik von H. B. Schumacher, wurde vom Vorzing-Theater zur Aufführung angenommen.